

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Karlsruher Tagblatt. 1843-1937 1921**

15.5.1921 (No. 20)

# Die Pyramide Wochenschrift zum Karlsruher Tagblatt

10. Jahrg. No 20



15. Mai 1921

## Rudolf Krauß / Diotimas Briefe an Hölderlin.

Nicht nur Bücher haben ihre Schicksale, auch Briefe. Wer — außer einer verschwindend kleinen Anzahl Eingeweihter — hätte sich träumen lassen, daß die verloren geglaubten Briefe der Frau Sufette Gontard, die als Diotima in der Dichtung eines der Liebenswertesten und unglücklichsten deutschen Lyriker fortlebt, je noch zum Vorschein kämen? Aber nun sind sie wirklich da, wir halten sie in lebhaftigen Händen, wir lesen sie, wir fühlen uns wunderbar von dem warmen Aushauch eines längst erloschenen Lebens berührt! Neunzehn, meist umfangreiche Stücke sind es, einzelne in Tagesbuchform, beginnend Ende September 1798, nachdem Hölderlin das Haus der geliebten Frau verlassen zu müssen geglaubt hatte, bis in den Anfang des Mai 1800 reichend. Von ein paar abhanden gekommenen Bogen abgesehen, die bedauerliche Lücken gerissen haben, ist das wohl alles, was Diotima jemals an und für Hölderlin geschrieben hat. Denn nach seinem Wegzug vom nahen Homburg scheint die Korrespondenz der Liebenden mit der Gelegenheit dazu aufgehört zu haben. Und schon am 22. Juni 1802 ist Sufette von dieser Erde geschieden. Damals wird ihr Gatte — was wir ihm kaum verübeln dürfen — sich der von der Verstorbeneu sorgsam verwahrten Briefe Hölderlins bemächtigt und sie vernichtet haben. So fehlen uns — von etlichen zufällig erhaltenen Konzepten abgesehen — diese Gegenstücke. Sufettes Briefe aber hat nach des Dichters geistiger Umnachtung sein Stiefbruder, der spätere Hofdomänenrat K. Fr. Gott, in Verwaltung genommen. Von diesem gingen sie auf seinen Schwiegersohn und damit in den Besitz der Familie Arnold über, die sie — hauptsächlich aus übertriebener Rücksicht gegen die Gontardscher Nachkommen — hinter Schloß und Riegel hielt, bis endlich Hölderlins Stiefgroßnichte Frida Arnold ihre Veröffentlichung durchgesetzt hat. Sie mußten zunächst, da das heutige Geschlecht selbst das Heiligste zum Spekulationsobjekt macht, durch das Purgatorium einer nur dem Prohentum zugänglichen Luxusausgabe gehen und liegen jetzt in bescheidener, aber gediegener Aufmachung der großen, noch immer im Zunehmen begriffenen Gemeinde des unsterblichen Dichters vor (Leipzig. Im Insel-Verlag 1921). Karl Vietor hat die Ausgabe besorgt, die Briefe in die gehörige Ordnung gebracht und in glücklicherweise nicht allzu voluminösen Anmerkungen alles zum Verständnis Notwendige zuverlässig beigebracht.

Für die Hölderlin-Biographie geben die Briefe, wenn nicht allzu viele, so doch wichtige Aufschlüsse. Wir können aus ihnen entnehmen, daß sich die Auseinandersetzung zwischen Herr Gontard und dem Hofmeister seiner Kinder keineswegs, wie

man bisher vielfach angenommen, in brutaler Form vollzogen hat. Wir bekommen durch sie eine klare Vorstellung, wie sich während seines neunzehnmönatigen Aufenthalts in Homburg ihr persönlicher Verkehr ermöglichen ließ: unter den größten Schwierigkeiten und tausenderlei Nengsten. Aber ungleich wertvoller ist es, daß aus diesen Briefen für jeden, der sehen will, die Reinheit des Liebesverhältnisses unabweißbar hervorgeht, was übrigens auch schon vorher, wenn man sich unbefangen in Hölderlins Poesie versenkte, wahrscheinlich genug war. Nein, dieses Seelenbündnis von seltener Schönheit, mochte es auch Verjüngungen ausgesetzt sein, blieb frei von grober Sinnenlust, und die an fremde Pflichten Gebundene ist dem edlen Dichter für immer „heilig verwandte Schwester“ geblieben. Auch ein weniger fein Veranlagter hätte es nicht so leicht über sich gebracht, diese Madonna in den Schmutz zu zerren. Denn — und das ist noch der allerbeste Gewinn aus den Diotima-Briefen — man braucht sich nur in die Lektüre zu versenken, und der letzte Rest von Argwohn ist beseitigt, daß etwa dichterische Ekstase eine alltägliche Frau auf ein unverdientes Piedestal gestellt habe. Jetzt, da Sufette Gontard selbst zu uns spricht, erkennen wir, daß sie mit Diotima völlig eins ist, und daß Hölderlin die Gebieterin seiner phantasievollen Träume nur Zug um Zug der wirklichen Seelenfreundin nachgemalt hat. In ihren brieflichen Ergüssen offenbart sich tiefstes Gefühl, edelstes Gemüt, vornehmste Gesinnung. Ganz dem Trennungsschmerz hingegeben und von unstillbarer Sehnsucht erfüllt, zwingt sie sich doch zu heiterer Zuversicht, um den Geliebten, dessen gefährliche Tasso-Natur ihr nicht verborgen bleiben konnte, zu beschwichtigen und aufrecht zu erhalten. „Bestimmt nicht oft“, so tröstet sie ihn einmal, „ein kleiner Zufall unser Glück oder Unglück?“ Wir sind ja noch in der Welt, dem Zufall unterworfen: sollte er uns denn nicht auch glücklich sein können? Wir mußten uns finden und freuten uns oft genug darüber: sollten wir uns denn nicht wieder finden und wieder freuen können?“ Ach, an eine Erneuerung ihres seligen Beisammenseins mochte sie, die um den Widerstand der äußeren Bedingungen zu gut wußte, im Ernste wohl selbst nicht glauben. Wenigstens nicht für das irdische Leben. Ihre Hoffnung stand auf das Jenseits. Und die beiden, die von einer geheimnisvollen Verschönerung ihrer Seelen von Urzeiten her im Platonischen Geiste überzeugt waren, mußten jener besseren Zukunft harren, in der die von ihren irdischen Hüllen befreiten Geister einander von neuem begegnen würden — vielleicht zu ewiger Vereinigung und Verschmelzung.

## Edmund v. Sallwürk / Gedächtnisworte zur Scheffelfeier 1921.

In der Frühlingsblüte des Jahres sind wir hier zusammengekommen, um dem Gedächtnis Scheffels in Dankbarkeit unsere Huldigung darzubringen. Wir singen und sagen von ihm nicht wie von einem Geiste, der uns durch die Höhe seiner Gedanken mit dem Schauer staunender Ehrfurcht ergriffe, nicht wie von einem Dichter, dessen Wille sich der ganzen Welt offenbart hätte, sondern wir sprechen von einem Mann, den viele von uns noch gekannt haben, der zu uns gehört wie unsere Freunde und Nachbarn und den unsere Herzen mit traulicher Liebe umfassen. Denn wie viel danken wir seinem Genius! Er ist uns der Inbegriff fröhlicher, freundiger Männlichkeit, unzerstörbarer Jugendkraft und sieghafter Lebensfreude. Dem Studenten hat er die prächtigsten Lieder geschenkt, dem Freunde gesunden Humors hat er in freier und gebundener Rede den Zauber weltüberlegener Daseinsfreude kundgetan. Der Jugend wie dem Alter hat er im Ekkehard eine sturmbelegte Vergangenheit lebendig werden lassen und uns allen in Klängen von leuchtender Schönheit die herrliche Pracht unserer lieben Heimat vor die ergriffene Seele gebreitet. Wohl ist Scheffels Name mit goldenen Lettern in das Buch der Dichtung Deutschlands geschrieben, und seine Lieder erklingen im Norden wie im Süden des deutschen Vaterlandes. Aber seiner badischen Heimat hat er mit seinen Werken den blühendsten Kranz gewunden, und mit freudigem Stolz dürfen wir rühmen, daß er aus Badens Gauen stammt und daß seine innigste Liebe unserer Heimat gegolten hat.

Wir Karlsruher können die Wege, die sein Genius zur Höhe nahm, mit eigenen Augen verfolgen. Nicht weit von dem Platz, wo wir stehen, in dem stillen, vornehmen Haus der Stefanienstraße, schaute der Knabe von seinem grünen Zimmer aus weit hinaus über den elliischen und die nachbarlichen Gärten nach dem Hardwald. Er mag in seiner versonnenen, träumerischen Art oft eine weiche Sehnsucht über die grünen Wipfel in die Ferne gefandt haben und, als er gegen das Ende seiner Gymnasialzeit kam, aus der Schönheit des rauschenden Walde Trost gewonnen haben, wenn es ihm schwer ums Herz wurde. Denn er kannte keinen sehnlicheren Wunsch als den, Maler zu werden, und der auf das Erreichbare und Praktische eingestellte Vater hatte bestimmt, daß der Sohn seine glänzenden Geistesgaben der Wissenschaft widmen und die Rechte studieren sollte. Da galt es sich zu beugen und an der Schwelle des Lebens schon einen erusten Abschied zu nehmen von dem, was ihm das Liebste auf Erden war. Allein auch hier wie so oft hatte das Schicksal mit starker und doch milder Hand eine junge Menschenseele auf den richtigen Weg geführt, denn aus dem Studium der mittelalterlichen Rechtsquellen gewann Scheffel nicht nur die Herrschaft über die Sprache, die er so meisterlich handhabte, sondern auch den Stoff für die mächtigsten seiner Dichtungen, voran für seinen Ekkehard. Wer Scheffel nicht nur aus seinen Gaudeamusliedern und aus dem Trompeter kennt, sondern wer im Hugideo, im Juniperus, in der Frau Aventure und den Bergpalmen die tiefsten Gaben seiner Muse erblickt, wird sich des Eindrucks nicht erwehren können, daß dieser Geist sich auf dem Grunde tragischen Ernstes emporgerungen hat. Von väterlicher und mütterlicher Seite ist Scheffel alemannisches Geblütes, und wenn auch seine bekanntesten Lieder in Heidelberg und der Kurpfalz zum erstenmal erklingen sind, so galt doch seine herzlichste Liebe dem Schwarzwald und den dunkeln Tannen des alemannischen Berglandes. Es ist ein wunderbares Zeugnis seiner erdgewurzten, bodenständigen Natur, daß die erste Blüte seines Dichtergeistes, die sich unter dem blauen Himmel Italiens erschloß, ein Sang aus dem Schwarzwald ist. Den Künstler, der in der Malerei seine Seele zum klarsten Ausdruck zu bringen hoffte, hatte es mit der alten Sehnsucht des Deutschen in die blühenden Gefilde des Südens gelockt, aber was ihm hier geschenkt wurde, das Lied vom Trompeter, legte er dankbaren Herzens in den Schoß seiner Heimat nieder. Und nun hatte er die befreiende Kraft gefunden, seine Persönlichkeit zur Darstellung zu bringen. Jungen Menschen, denen die Muse die Stirn geküßt hat, ist es wohl eigen, sich wichtiger und tragischer als nötig zu nehmen und die großen und kleinen Schmerzen ihres selbstbewußten Ich in lyrischen Gesängen ausströmen zu lassen. Scheffels erstes, gewaltiges Selbstbekenntnis war dagegen der Ekkehard, eine geschichtliche Erzählung aus dem 10. Jahrhundert. Nach mühevollen, eindringlichen Studien gelang es ihm, ein großartiges Bild vom Leben vergangener Zeiten zu entwerfen. Vorwort und Anmerkungen lassen uns erkennen, wie viel ihm daran gelegen war, sich in den Geist des Mittelalters zu versenken, und doch ist der Ekkehard das tiefste, erschütterndste Selbstbekenntnis des Dichters. In unseren Tagen hat man wenig mehr übrig für den geschichtlichen Roman, den man als Professoreroman zum alten Eisen wirft. Denn wir sind durch die Nöte, die von außen und von innen auf uns eindringen, viel zu sehr an die Gegenwart gebunden, als daß uns die Vorgänge der Vergangenheit noch fesseln könnten, zumal uns die dabei

in Betracht kommenden politischen und seelischen Fragen zu geringfügig erscheinen, als daß sich unser Geist damit noch genügend beschäftigt fühlte. Wohl hat literarisches Prozedentum und hochmütiger Dünkel auch über den Ekkehard den Stab brechen wollen. Aber die ernst zu nehmenden Kenner unseres Schrifttums sind darin einig, daß im Ekkehard unvergängliche Werte geborgen sind, die jeder Zeitströmung widerstehen werden. In der Tat wird jeder, der dies Buch liest, aufs tiefste von dem menschlichen Gehalte gepackt, den es einschließt, und er ahnt es in seiner Seele, daß hinter den mit sachlicher Ruhe geschilderten Vorgängen die tiefe Tragik im eigenen Leben des Dichters sich verbirgt. Wir wissen, daß die unelgige Liebe des Mönches zu der Schwabenherzogin im Herzen Scheffels erlebt worden ist. Jene Szene, die der Bildhauer hier an diesem Denkmal zur Darstellung gebracht hat, wo Ekkehard seiner selbst nicht mehr mächtig in stürmender Leidenschaft das geliebte Weib an sich reißt und küßt, ist bloß in der äußeren Gestaltung vom Dichter erfunden: sie hat ihre höhere Wirklichkeit in seinem Innern gehabt, und wenn sie mit sieberndem Herzschlag niedergeschrieben wurde, so mag sich der Dichter im höchsten Sinne von schweren Nöten befreit haben. Jedem Leser ist die gewaltige Szene bekannt, mit der der eigentliche Roman schließt: die Herzogin Hadwig hält das Waltharilied Ekkehards in Händen und liest den Spruch, mit dem der Mönch sich von ihr scheidet: jelig der Mann, der die Prüfung bestanden. „Da neigte die stolze Frau ihr Haupt und weinte bitterlich.“ Niemand kann sich dem dunkeln Zauber dieser Worte entziehen. Für den Dichter aber, der seine Erzählung bis zu dieser letzten Höhe aufgestürzt hatte, sagten sie, daß auch er überwunden, ja, daß er triumphiert hatte, denn auch für ihn galt Goethes Wort: wenn der Mensch in seiner Dual verstimmt, gab mir ein Gott, zu sagen, was ich leide. Die moderne Lyrik, besonders die des sogenannten Expressionismus, zeigt oft in ihren krampfhaften Zuckungen, wie die jungen Dichter über innere Gewalten Herr werden wollen und sich dabei nur immer mehr im Gestrüpp einer unbeherrschten Leidenschaft verirren. Scheffel aber, der das praktische Leben schwer überwand, geht in seiner Dichtung als Sieger aus einem Kampf hervor, der den Einsatz seiner ganzen Persönlichkeit gefordert hatte. Infolgedessen liegt über dem ganzen Roman der Glanz einer sonnigen Klarheit. In einer Zeit, wo der Welt Schmerz und eine süßliche Empfindsamkeit Mode war, hat Scheffel Gestalten von kernhafter Gesundheit vor die Augen des Lesers gestellt und sich nicht gescheut, Helden auftreten zu lassen, die von des Gedankens Blässe wahrlich nicht angekränkt waren. Wie wahr und wie einfach ist die Liebe von Audifax und Hadumoth, wie ergreifend großartig die mannhaft gebändigte Leidenschaft des Komeias, der seine stolze Liebe zu dem feinen Griechennädchen bis in den Tod hinüber nimmt. Ein Kapitel behaglichen Humors schenkt Scheffel dem klüglichen Capan, der mit der ungeklärten Frideur verheiratet wird. Mit überlegener Fröhlichkeit und sieghafter Laune zeichnet er so Menschen, wie man sie vor dem Erscheinen des Ekkehard kaum gekannt und jedenfalls nicht für literaturfähig gehalten hätte, Persönlichkeiten von ungebrochener Kraft, wahrhaft bodenständige Charaktere. Der Humor, der sie überleuchtet, ist nirgends gekünstelt und gequält, sondern er kommt aus fröhlichem Herzen und einer überaus gegenständlichen Phantasie. Deshalb leben diese Gestalten so sichtbar vor unseren Augen.

Eine ganz erstaunliche Gestaltungskraft offenbart uns vollends das Gaudeamusbuch. Da wird der Granit und der Basalt lebendig, der Tazzelwurm erhebt sich aus finsternen Gründen, und die Urbestien, die Saurier und das Megatherium, glohen uns stiernackig entgegen. Dann kracht ein lautes Pettschengeknall durch die Nacht, und der durstigeplagte Rodensteiner geht um. Wer sieht ihn nicht lebendig vor sich mit seinen Kumpen, wenn lacht nicht das Herz, wenn er an den Zwerg Perleo denkt, der den Kampf mit dem großen Faß mutig aufgenommen hat und am Ende sieggetrönt fällt. In all diesen Gestalten äußert sich eine so urwüchsige Phantasie, wie man sie nur in den alten Mythen unserer germanischen Urväter erlebt, eine so elementare Kraft der Anschauung, daß sich ihr selbst die hochnützigsten Literaturbonzen voller Hochachtung beugen müssen. Was ist es aber, was sie so jeder Kritik überhebt, warum freut sich jeder so aus Herzensgründe, wenn er sie anschaut? Weil es bis in die tiefsten Wurzeln ihres Wesens deutsche Gestalten sind, aus deutschem Willen geschaffene Kräfteerscheinungen.

Eine wahrhaft leidenschaftliche Freude an echtem Deutschtum lacht uns auch aus den Liedern der Frau Aventure entgegen. Kein deutscher Dichter hat die Vergangenheit so völlig in sich aufgenommen und so ungezwungen dargestellt wie Scheffel, keiner hat so vertraut mit den Gestalten längst verrauschter Zeiten gelebt, ihre Leiden und Freuden so in sein Herz aufgenommen wie er. Von seinem eigenen Seelenleben erzählt er so gut wie nichts. Er hat schweigend mit sich gerungen und

nicht, wie viele seiner Zeitgenossen unter den Dichtern, seine inneren Erlebnisse vor einem kaltsinnigen Publikum wie in einem Kramladen ausbreiten wollen. Aber die Dichtung hat ihn tren durch das dunkle Labyrinth des Daseins geleitet, und so bilden seine Werke, so sachlich und objektiv sie erscheinen, geradezu ein Tagebuch für ihn und für die Leser, denen sein Leben mit seinen Höhen und Tiefen näher bekannt ist. Aber so unerlöschliche Freude wir auch an seinen Dichtungen haben, er selbst hat viel Ungemach damit erlebt. Wie Goethe seinen Zeitgenossen immer der Dichter des Wertherromans blieb, so schätzte man Schefel als den Sänger des Trompeters und der Gaudeamuslieder und wollte ein trübseliges Nachlassen seiner Phantasie in jenen späteren Dichtungen, im Juniperus, im Hugideo und gar in den wunderbaren Bergpsalmen sehen, in die der Dichter sein heißestes Herzblut hatte verströmen lassen. Und besonders in Karlsruhe trat man ihm kühl entgegen. Aber Schefel wußte ein nie versiegendes Heilmittel, indem er hinauszog in Gottes heilige Natur, um aus ihrer milden Hand Trost und Frieden zu empfangen. Er war allmählich völlig menschenscheu geworden und versank schließlich in eine trostlose Einsamkeit.

Deshalb haben wir an ihm eine Ehrenschild abzutragen. Wir sollen uns dessen bewußt sein, wie machtvoll und lauter

die deutsche Seele durch all seine Dichtungen rauscht. In den Heldengestalten seiner Erzählungen sollen wir Symbole deutscher Kraft erblicken, an denen wir uns gerade in diesen niederdrückenden Zeiten aufrichten; und die Liebe zur Heimat, die durch die ganze Dichtung Schefels zieht, soll sich für uns vertiefen und über das deutsche Vaterland ausbreiten. Mit machtlosem Grimme erleben wir es, wie der Haß unserer Feinde und dunkle Mächenschaften verblendeter Ideologen im eigenen Land die Einheit Deutschlands unterwählen und zum Einsturz bringen wollen. Gegen diese finstern Kräfte reden wir aus dem unverdorbenen Volksbewußtsein ein lebendiges Gemeinheitsgefühl auf. Zu den herrlichsten Gütern dieses deutschen Geistes aber, an denen in der ganzen Welt, wo Deutsche wohnen, die Volksgenossen einander erkennen, gehören Schefels Lieber und Erzählungen. Sie schlingen ein unzerreißbares Band um alle deutschen Studenten, sie sind als hehreres Vermächtnis aus glücklicheren Zeiten uns allen überantwortet. Wir wollen dieses Gut treu bewahren, und nicht nur am heutigen Tag des größten Sohnes unserer Vaterstadt freudig gedanken, sondern seinen Geist kraftvollen Deutschtums in uns wachhalten und zur vaterländischen Tat entflammen. Das ist der schönste Dank, den wir aus dieser Feierstunde zu Ehren Schefels in treuem Herzen mitnehmen.

## Mar Dennyg / Mosbach, ein Städtebild aus dem Odenwald.

Eine Versekung nach Mosbach pflegt im allgemeinen bei dem Betroffenen recht gemischte Empfindungen auszulösen, man verbindet gerne den Begriff Hinterland mit Hinterwälder und hält den Odenwald für die bekannte schöne Gegend, wo sich die Füchse und die Hasen gute Nacht sagen. Doch auch hier gilt das trübselige Wort, daß alles nur halb so schlimm ist, und auch dem Fremdling werden bei längerer Anwesenheit manche Schönheiten aufgehen, von denen er sich nie hätte etwas träumen lassen. Er braucht dabei nicht einmal so restlos den Meinungen und Schilderungen des verkehrtsvereinfachten Reiseführers beizustimmen, der, wie es die Pflicht eines jeden rechtschaffenen offiziellen Fremdenwegweisers ist, ganz Mosbach in einen lokalpatriotischen Goldschimmer taucht und es unbedingt zu einem hervorragenden klimatischen Kurort stempeln will. Aber auch für einen kühleren Beurteiler bleibt noch genug des Lobens- und selbst Liebenswerten bestehen.

Schon der Name klingt sympathisch. Mosbach bedeutet nämlich wohl: der Sumpfbach, so daß das Städtchen selbst als Sumpfsucht zu bezeichnen wäre, und eingeweichte Kreise meinen, auch hier sei der nomen ein omen. Und dazu liegt dieser gemütliche Ort sehr anmutig und traulich in einem mit Gärten, Wiesen und Feldern prangenden offenen Tale. An drei Seiten erklettert er mit seinen vorgeschobenen Villen die herandrängenden Berge, die oft noch Weinberge mit all ihren Trepplein und Mauerlein tragen und mit stolzen und mächtigen Buchen- und Tannenwäldern gekrönt sind. Durch das Tal schlängelt sich das vielgekrümmte Silberband des Elzbaches, der geschäftig über die Mühlenstühle rauscht und säubt und geschwätzig dem Neckar zufließt, der in sanftgeschwungenem Bogen das Tal gegen Südwesten abschließt. Diese etwas vom Neckar, also der Hauptverkehrsader abliegende, Lage Mosbachs mag früher wegen der Ueberflutungen vorteilhaft gewesen sein, bedeutet aber heute sicher einen Nachteil. Ferner ist es ungeschickt, daß der Eisenbahnknotenpunkt einer falschgerichteten Bequemlichkeitspolitik der „Mosbacher“ wegen nach Neckarelz verlegt werden mußte, so daß fast alle Zugverbindungen, mit Ausnahme der nach Würzburg-Berlin unter lästigem Umsteigen, und besonders im Winter ärgerlichen Aufenthalt, zu leiden haben. Und bis einmal das Gelände zum Neckar hin bebaut ist und die „drei vereinigten Seestädte“ Diedesheim, Obrißheim und Neckarelz eingemeindet sind, mag es noch eine gute Weile haben, wenn es überhaupt so weit kommt. Aber doch ist die Lage Mosbachs mit Württemberg und Bayern als Hinterland keineswegs ungünstig, und der von Heidelberg her durch die Stadt über Heidesheim und Tauberbischofsheim nach Franken und Sachsen führende Handelsweg war in den vergangenen Jahrhunderten immer sehr wichtig und wird auch in der Zukunft von Bedeutung bleiben.

Es ist deshalb um so verwunderlicher, daß Mosbach trotzdem keinen größeren Aufschwung genommen hat, zumal da es auf ein Alter und eine Geschichte zurückblickt, um die es manche mächtige Großstadt beneiden könnte. Sein oft behaupteter römischer Ursprung läßt sich allerdings nicht nachweisen. Den Keim zu Mosbachs Entwicklung soll ein von dem heiligen Pirmin im 8. Jahrhundert gegründeter Benediktinerkloster gebildet haben, über dessen Bedeutung und Einfluß aber auch nichts weiter bekannt ist. Um diese Benediktinerabtei, die im 13. Jahrhundert in ein Kollegialstift zur heiligen Juliana umgewandelt und mit

Einführung der Reformation ganz aufgehoben wurde, entwickelte sich in der herkömmlichen Art ein größerer Ort, der allmählich städtisches Aussehen gewann und schließlich auch unter den staufischen Kaisern oder doch spätestens unter Rudolf von Habsburg das Stadtrecht erlangte. Aber für das Reichsstädtlein bedeutete seine städtische Freiheit keine ungemischte Freude, denn schon unter dem Nachfolger Rudolfs von Habsburg, dem stets geldbedürftigen Adolf von Nassau, wird die ganze reichsstädtische Herrlichkeit Mosbachs mit „Christen und Juden, Dörfern und Behntorten, Weiden und Wiesen, Wäldern und Wässern, Rechten und Gerechten“, verpfändet, und unter diejem für ein Gemeinwesen mehr als ärgerlichem Mißgeschick hatte das Städtlein noch oft und lange zu leiden. Es wandert als „Asterpfand“ von einer Hand in die andere — einmal war es sogar glücklich bis zur fünften gelangt —, und an jeder blieb natürlich etwas von dem Reichtum und den Einkünften der Stadt hängen. Bei einer nochmaligen Verpfändung an die Pfalzgrafen bei Rhein gegen Ende des 14. Jahrhunderts erfüllt sich denn auch das Schicksal der freien Stadt Mosbach, sie wird nicht mehr eingelöst und aus dem stets verpfändeten, armeligen Reichsstädtlein wird eine pfälzische Fürstentum, die sogar bald darauf die Ehre hat, die Residenz eines Pfalzgrafen zu werden, der das Mosbacher Fürstentümchen mit glücklicher Hand vergrößerte. Doch schon ein paar Jahrzehnte später — im Jahre 1449 — war dieser Seitenzweig des pfälzischen Hauses wieder erloschen und Mosbach fiel an die Kurpfalz zurück. Aber die „Burg“, in der der Mosbacher Pfalzgraf residierte und die auf einem Merianischen Stich aus dem Jahre 1645 noch als mächtiger und eindrucksvoller Bau anfällt, ist auch heute noch teilweise erhalten, und das „alte Schloß“ verbirgt unter seiner heutigen Renaissancegefaß noch den alten Palas der einstigen Burg von Mosbach. Das Städtchen entwickelte sich darauf langsam und stetig weiter und erwarb große Güter und Wälder, wobei es natürlich auch nicht ohne Streit und Reibereien mit den recht schlaf fertigen Rittersn und den nicht immer weltlichem Besitz abholden geistlichen Herren der näheren und weiteren Umgebung abging. Der Bauernaufstand, der in unmittelbarer Nähe gährte und wütete, ließ Mosbach unbehelligt. Auch im Dreißigjährigen Kriege kam es mit einem blauen Auge davon, obwohl Bayerische und Schweden und Kaiserliche die Stadt abwechselnd besetzt hielten. Selbst der pfälzische Erbichthofkrieg, der doch die ganze Pfalz in ein Meer von Blut und Flammen tauchte, schlug seine feurigen Wellen nicht bis nach Mosbach, wenn auch eine Horde der französischen Nordbrenner eine Zeitlang im Städtchen lag. Das Wunder ihres friedlichen Abzugs soll die Fürbitte der Franziskanermönche vollbracht haben, die sich, nachdem die Gleichberechtigung der Konfessionen wieder hergestellt war, zur Verbreitung des katholischen Glaubens in Mosbach in einem weitläufigen, harmonisch-schönen Bau niedergelassen hatten, der heute dem Land- und Amtsgericht zum Heim dient. Durch den Reichsdeputationshauptschluß von 1803 gelangte Mosbach zuerst an das Fürstentum Weimingen, 1806 an Baden. Im Mittelalter stand die gewerbliche Tätigkeit Mosbachs auf ganz beträchtlicher Höhe, besonders die Tuchmacher und die Waffen- und Messerschmiede besaßen einen guten Ruf. Ein Versuch im 18. Jahrhundert, durch Gründung und Unterhaltung einer Fayence-Fabrik auch auf dem Gebiete der Kunst und des Kunstgewerbes eine Rolle zu spielen, mißlang jedoch. Das Unternehmen entsprach eben keinem tatsächlichen Bedürfnis und trug

daher von vornherein den Todeskeim in sich trotz aller fürstlichen Hilfe und Unterstützung und trotz aller Schutzzölle, Privilegien und Monopole, die der jungen Schöpfung auf die Beine helfen sollten. Leiter und Besitzer wechselten in rascher Folge, jeder rettete, was zu retten war, selbstredend in seine eigene Tasche. Der einzige Leistende bei dieser technischen Mißgeburt war ihr Urheber, der Kurfürst Carl Theodor, der oft und ganz erheblich für seine Porzellanfabrik bluten mußte, hatte er doch schon in den ersten elf Jahren über 32 000 Gulden in sie hineinstecken müssen. Der letzte Besitzer war oft nicht einmal imstande, seine Arbeiter auszuzahlen und mußte ihnen statt des Lohnes Geschirr überlassen, das sie dann selbst zu Gelde machen sollten. 1886 ging denn auch nach langem Siechtum die Fabrik ganz ein. Vom künstlerischen Standpunkt aus war dies trotz allem bedauerlich, denn die Erzeugnisse, von denen heute noch eine hübsche Sammlung auf dem Mosbacher Rathaus zu sehen ist, haben im allgemeinen viel Ähnlichkeit mit den Porzellanen der Durlacher Fayencefabrik, mit denen sie auch im Wettbewerb standen, und sind, wenn auch keine großen Kunstwerke, so doch gediegen und geschmackvoll.

Vergleicht man den Merianschen Stich aus dem Jahre 1645 mit der heutigen Ansicht von Mosbach, so muß man wohl sagen, daß das Bild sich zu seinen Ungunsten verändert hat. Bei Merian haben wir ein altes, trauliches Städtchen, umgeben von dicken Mauern und breiten Gräben. Dem wehhaften Nest geben die vielen wuchtigen Mauertürme, die hochragende Burg, das Rathaus und die Kirche, um die sich die giebligen, schmalbrüstigen Häuslein im bunten Gewirr drängen, Linie und Rückgrat, sie beherrschen ein in sich geschlossenes Stadtbild. Das heutige Mosbach hat die engen Fesseln der Mauern gesprengt, aber nun laufen die Häuser auseinander und das Städtchen ist etwas form- und planlos geworden. Der sehr schöne Rathhausturm und der Kirchturm herrschen nicht, teilweise kommen sie, besonders beim Blicke von der Höhe herab, überhaupt nicht mehr zur Geltung, da ein paar Branereien sie im Stadtbild vollständig totdrücken. Und doch ist heute noch der Schatz an Schönheit, den Mosbach aus dem Mittelalter in die Neuzeit herübergerettet hat, überraschend groß, und es gibt noch viele Gäßchen voll heimlicher Schönheit und manchen verlorenen Winkel voll stiller Poesie. Das Weichbild hat ganz besonders stark noch seinen mittelalterlichen Geist und Charakter bewahrt. In weitem, schön geschwungenem Bogen zieht die Hauptstraße des Städtchens an dem Marktplatz vorbei, der eine seltsam unregelmäßige und unklare Gestalt zeigt und in den mit der gleichen harmlosen und unbefangenen Geseloftigkeit eine Reihe krummer und schmaler, holpriger und verwinkelter Gassen und Gäßlein einmündet. Die Kirche steht etwas abseits und durch vorwürgende Häuser zur Hälfte verdeckt. Der Marktplatz entbehrt dadurch eines Mittelpunktes und wirkt eigenartig leer. Dieser Eindruck mag früher weniger stark gewesen sein, als noch der schöne gotische Marktbrunnen mit seinen belebenden Wasserstrahlen den Platz zierte. Doch er mußte einem nicht einmal allzu häßlichen, adlergeschmückten Kriegerdenkmal weichen, doch würde — unbeschadet aller Achtung und Ehrfurcht vor unseren Kriegern von 1870 — ein Platzwechsel sicherlich kein Fehler sein, für die Schönheit des Marktplatzes wäre er nur von Vorteil. Die lebhafte Stadt- und ehemalige Stiftskirche ad sanctam Julianam, ein großangelegter und in den Einzelheiten schöner gotischer Bau aus dem 15. Jahrhundert, kommt der etwas ungünstigen Lage wegen nicht richtig zur Geltung. Das dreischiffige Langhaus wurde erst einige Jahrzehnte später an den Chor angebaut, die Kirche bekam dadurch etwas Zwiepsältiges, was ihr heute noch anhaftet. Praktisch ausgenutzt wird diese Scheidung, indem heutzutage das Langhaus der evangelischen, der Chor der katholischen Gemeinde gehört, so daß beide Konfessionen einträchtiglich ihren Gottesdienst unter dem gleichen Dache abhalten. Dem Marktplatz und der Kirche gegenüber, nur getrennt durch die Hauptstraße, steht das prächtige, unter teilweiser Benutzung einer alten Kirche im 16. Jahrhundert gebaute Rathaus. Ein behäbig-würdevoller Treppenvorban mit breitem Steingeländer, so recht geeignet für den Aufstieg der weisheits-schweren Rats Herren und des gestrengen Herrn Bürgermeisters in aller und in neuer Zeit führt in die heiligen Hallen, von wo aus die ehrfamen Bürger regiert werden. Die dem Markte angelehnte hochgestielte Schmalseite wird von einem mächtigen Turm flankiert, der mit seinen wuchtigen und trotzdem feingegliederten Umrisen sich mit überraschend schöner und oft wundervollster Wirkung in die verschiedensten Straßenbilder einstellt. Von seiner lustigen Höhe, die in einem von weißer Haube und Laternenfassung gekrönten Umlauf ausläuft, mahnt allabendlich gegen elf Uhr das Dumpenkläffen brummend und schellend die allzu lebhaften weinseligen Besucher zum Ausbruch aus dem Wirtshaus zu ihren häuslichen Veneten. Außerdem soll in absehbarer Zeit unter einer in keiner Beziehung sachmännischen Leitung im Turmstübchen ein kleines Observatorium aufgestellt werden zu Ruh und Frommen all der sterren- und mondlichtigen jungen Mosbacher und Mosbacherinnen. Das Bild des Mosbacher Rathauses wandert gerade

augenblicklich durch die ganze Welt in Gestalt des von der Stadt herausgegebenen Notgeldes, und der beigelegte Spruch: „Auf dem Mosbacher Rathaus geht ständig der Draht aus“, der übrigens, selbst wenn er nur in materiellem Sinne gemeint sein sollte, von einem bemerkenswerten Humor zeugt, hat alle Ausschicht, ein geflügeltes Wort zu werden. Um Rathaus und Kirche schmiegen und drängen sich die alten Fachwerkhäuser, in ihren hohen Giebeln schmal und wie von der Last der Jahrhunderte vornüber gebeugt. Manche dieser Zeugen einer längst verschwundenen Zeit, wie das Halterische und das 1610 erbaute Palmische Haus, erwecken durch ihre schlichte, stimmungsvolle Schönheit ganz besondere Bewunderung. Nach der treuerherzigen mittelalterlichen Sitte sprechen diese Häuser durch ihre aufgemalten Sprüche auch heute noch zu uns, und die Lebensweisheit und Erfahrung, die sich darin ausspricht, ist noch keineswegs veraltet. An dem Palmischen Haus kann man z. B. noch folgendes Bruchstück entziffern:

Wer nicht das wenig heilt zu Rath  
Der kumbt umb Alles das er hat  
Was dir nun Gott der Her beihert  
Das halt zu Rath du bist ernert  
Ist dir Einer feind ser dich nicht dran  
Und sei du nur ein rechter Man  
Thu im kein Leid und dich so sel  
Als ob du feiest sein gutt gefell  
Und bit den lieben Gott für in . . .“

Doch der ganze Zauber des romantischen Mittelalters steigt erst auf, wenn der Mondschein durch die dunklen Gassen geistert und silbern über die spitzen Dächer und Erker dämmert und wenn das funkelnde Firmament wie ein mit Juwelen besäter Mantel sich über das Städtlein breitet. Und all die Schauer und Geheimnisse des dunklen Mittelalters werden wach, wenn in sturmverhangener Nacht spärliches Licht Ungewissheit in die engen, krummen Straßen wirft und ängstlich um finstere Torhöhlen und drohende Ecken und Winkel flattert.

Ein Kirchlein aus dem 15. Jahrhundert mit sehr schönen spätgotischen Fenstern bestift die Stadt noch in ihrer Friedhofskapelle. Die kleine Kirche ist hauptsächlich wegen ihrer auch aus spätgotischer Zeit stammenden Wandmalereien bemerkenswert, die in einer Reihe von Bildern das Leben und Leiden Christi darstellen. Es sind sicher keine Werke von überragendem Kunstwert, aber immerhin bedeutungsvoll als Zeugen einer frühen künstlerischen Betätigung.

Dem Reuling und unbefangenen Beobachter, der sich über das heutige Leben und Treiben von Mosbach ein Bild machen will, fällt auf den ersten Blick die ganz eigenartige Mischung von Land- und Stadtleben auf, die dem ganzen Städtlein ein geradezu idyllisch-friedliches Aussehen verleiht. So erfreut sich Mosbach eines beneidenswerten Tierlebens. Vom frühen Morgen an hallen die Hühner und die Gassen wider von dem Geräusche stolzer Gockler und dem erregten Gekrache ihres zahlreichen Hühnervolkes und an sonnigen Nachmittagen liegt die ganze Gesellschaft aufgeplustert mitten auf dem Marktplatz und hält Siefta. Lange Ketten von Enten mit beruhigend dicken Hinterteilen watscheln unter Führung ihrer farbenschildernden Erpel vergnüglich durch die Straßen und streben unbeirrt durch allen Verkehr den zahlreichen Tümpeln, Bächen und Wäldchen zu, die Mosbach aufzuweisen hat, und wo schon eine Schar dummstolz schnatternder Gänse die Vorübergehenden anschießt und ihnen giftig nachzischt. Ein reizendes Bild gewährt es, wenn ganze Schwärme von Tauben aus ihren gewöhnlich in den hohen, alten Giebeln liegenden Schlägen aufrauschen und pfeilschnell über die steilen Dächer hinwegziehen. Und gar nicht selten kommt es vor, daß auch einmal ein feiltes Säulein freiherrlich mit lähn geringeltem Schwänzchen durch die Gassen tollt.

Bei einer kritischen Durchsicht der nahezu 5000 Seelen umfassenden, menschlichen Bevölkerung Mosbachs wäre als eigentümlich der sehr starke Bestandteil an Beamten festzustellen. Das erklärt sich damit, daß in dieser „Großstadt des Hinterlandes“ doch eine recht beträchtliche Anzahl von Behörden und staatlichen Anstalten untergebracht ist. Die Reihe läuft vom Landgericht mit Staats- und Amtsanwalt über Forst- und Finanzamt, Realprogymnasium, Kreis Schulamt und verschiedene Fachschulen, über Pfarrämter und Bezirksärzte usw. und überschreitet alles in allem wohl ein halbes Hundert.

Auch eine Anstalt für Geisteschwache ist vorhanden. Vergleicht man aber diese Geistesarmen mit den verstandsklären Normalmenschen in der großen Welt und betrachtet man nur den ganzen wahnwitzigen Zahlenrausch, in dem zur Zeit die Welt taumelt, so kann man manchmal im Zweifel sein, wo die wahren Idioten sitzen. Harmloser und beinahe hätte ich gesagt, vernünftiger sind auf jeden Fall die in der Mosbacher Anstalt.

Durch den ständigen Zustuß und Abgang der Beamten schwankt auch dauernd das Bevölkerungsbild des Städtleins. Neue Gestalter tauchen auf, alte verschwinden. Typen beleben

kurzfristig das holperige Pflaster Mosbachs, die sich auf dem Asphalt sicherer und geschickter bewegen und jedem Lebemann lokal der Großstadt zur Zierde gereichen würden. Andere akklimatisieren sich und verschieben, wenn auch im ersten Augenblick nur leicht und kaum merklich, doch immer das geistige Bild der Bevölkerung an Färbung und Gehalt. Die Industrie weist außer den üblichen Gewerben und Betrieben einige große Brauereien, verschiedene Mühlen und Sägewerke, Zigarren-, Leder- und Stempelfabriken, Diamantschleifereien und ähnliches mehr auf, der Handel zeigt keine Besonderheiten, der legale Geldverkehr fließt durch ein paar Banken. Ein irgendwie nennenswertes Industrie proletariat besteht nicht, die in den großen Städten heimischen Formen der hungernden Armut und des kranken Elends sind kaum vorhanden oder wenigstens nicht sichtbar. Im Gegenteil, man kann dem Städtchen eine gewisse behäbige Wohlhabenheit nicht absprechen und es sind gewiß nicht allzuwiele, die ein menschenunwürdiges Dasein führen müssen, was aber keineswegs hindert, daß das Leben für den Fremden doch recht teuer ist. Die Verbindung mit der Außenwelt halten eine Zentrums- und eine mehr im demokratischen Fahrwasser schwimmende Zeitung aufrecht; aber gewöhnlich haben die Wellen der politischen Bewegungen, die den ganzen Erdball aufwühlen, schon erheblich an Spitze und Schärfe verloren, bevor sie in das stille Elzbachtal einfluten, was an sich gar kein Schaden ist, denn man regt sich dann höchstens noch auf, wenn es gar nicht mehr nötig ist. Für weitere geistige Bedürfnisse sorgen eine gute Bibliothek, die den Bürgern unentgeltlich zur Verfügung steht und eine Reihe von Vorträgen, die im allgemeinen auch kostenlos und (vielleicht deshalb) immer sehr gut besucht sind. Recht rühmlich ist auf diesem Gebiet der Verein für das Deutschtum im Auslande und der städtische Ausschuss für Volksbildung, die sich redlich bemühen, durch wertvolle Vorträge Wissenschaft und Bildung unter das Volk zu bringen. Die „Bühnenkunst“ wird hauptsächlich von einigen Vereinen gepflegt und das „Weiße Rößle“ und der „Raub der Sabinerinnen“ erwecken noch heute eifrig Begeisterung und Bewunderung. Aber nicht selten zieht auch ein Theatervorstellung im Städtchen ein und schlägt gewöhnlich seinen Mustertempel auf der sicher nicht großstädtischen Bühne des Bahnhofshotels auf. Aber trotzdem zündet auch unter solchen Umständen eine Operette immer wieder und findet volle Häuser und selbst die Mäcene bleiben nicht aus, mögen auch die Altersgrenzen der Sängerinnen nach oben nicht mehr genau festzustellen und die sonstigen Reize fröhlich sein. Die gleiche Bühne

dient ferner für Kinovorstellungen, doch können diese aus Mangel an Besuchern nur höchstensfalls zweimal in der Woche stattfinden, wobei es dahingestellt bleiben mag, ob der teure Eintrittspreis oder der Geschmack der Mosbacher die Ursache ist. Für das leibliche Wohl und zur Ausspannung vom Eheleben dienen zahlreiche Wein- und Bierwirtschaften sowie einige Kaffees mit schon wieder wenigstens der Beschaffenheit, wenn auch leider belleibe noch nicht den Preisen nach friedensmäßigen Kuchen. Doch spielt sich in der Hauptsache das gesellschaftliche Leben in den zahlreichen Vereinen ab, die in ihrem ganzen Auf- und Ausbau auch ganz feinen Unterschieden in der sozialen Schichtung der Bevölkerung Rechnung tragen. Trotz dieser Grenzen besteht aber auch in Mosbach eine den kleinen Städten eigentümliche Intimität und jeder weiß gewöhnlich ganz genau Bescheid über sämtliche Verhältnisse seiner lieben Mitmenschen, mit Bevorzugung ihrer Fehler und Schwächen. Eine angenehme Abwechslung in den Mosbacher Sensationen bilden die Sitzungen des Schwurgerichts und der Strafkammer mit ihren oft so schön gruseligen und moralisch interessanten Fällen, die deshalb eine so gewaltige Anziehungskraft auf die Bevölkerung, und nicht zuletzt auf den weiblichen Teil, auszuüben pflegen, daß jetzt sogar Eintrittskarten ausgegeben werden müssen. Doch trotz dieser „Menschlichkeiten“ sind auch in Mosbach die Menschen nicht besser und nicht schlummer als sonst überall auch, es sind Menschen, mit denen es sich bei etwas Anpassungsfähigkeit recht gut leben und auskommen läßt. Und wer weniger Wert auf den Verkehr mit den Menschen legt und sich mehr dem Naturgenuss hingeben will, kommt auch durch die herrliche Umgebung Mosbachs voll auf seine Kosten, mag er nun über die waldbedeckten Höhen des Odenwaldes oder durch das burgengeschmückte, liebliche Neckartal wandern.

Und ich glaube, jeder, der einmal in diesem Mosbacher Kleinstädtchen gelebt und für seine stillen Reize empfänglich gewesen ist, wird brauchen im braukenden, rastlosen Getriebe der großen Welt mit all ihren Aufregungen und ihrer dunklen Verworfenheit noch oft mit leiser Wehmut daran zurückdenken und kann vielleicht dem Mosbacher Lokalpoeten nachfühlen, der da singt:

Du kleines Mosbach im Tal,  
Mit Hänslein geblig und schmal  
Wie bist du von Bergen so lieblich umsäumt,  
Wie flüster dein Bächlein so leis und verträumt  
An dich muß ich denken überall  
Du kleines Mosbach im Tal.

Heinrich Bierordt / Eberbach am Neckar.

Graue Türme, moosumponnen,  
Truhigen Stadtmauerrest  
Zeigst du, wie ein Held die Narben,  
Liebes, altes Neckarrest!  
Winde, regenfeuchter Schwinge,  
Hauchen um dich sommermild,  
In dem Flusse, flutgespiegelt,  
Schwimmt dein altertümlich Bild!

Waldbezügliche Hügelhänge,  
Schlingen rings den Reigen her,  
Neberm alten Odenwalde  
Großt Gewölke schwül und schwer.  
Ernst von Krieg und Vorzeit träumen  
In der grellen Mittagsglut,  
Zeugen kräft'gen Mittelalters:  
Haspelturm und Blauer Hut.

Felsenquell und Odinsquelle  
Sprüh'n in schatt'ger Waldeskluft,  
Von der sonn'gen Uferwiese  
Strömt des Heues würz'ger Duft.  
Langsam fließt der klare Neckar  
Unter der Kastanien Laub,  
Knaben spülen, nachenglänzend,  
Ihre Leiber rein vom Staub.

Stämm'ge Fische gleiten leis  
Auf der grünen Flut vorbei,  
Abschied winkend, grüßt herüber:  
Pulverturm und Kellerei.  
Schwalben, die geliebten Vögel,  
Wiegen sich im Sonnenblau —  
Eberköpfe spei'n am Rathaus,  
In zwei Becken kühlen Tau . . .

Einen Brachmond unvergeßlich  
Hat mir deine Huld gewährt,  
Leuchten wird dein Name künftig,  
Wie ein Märchen mir verklärt:  
Weil ich draußen in der E'ne,  
In der Landeshauptstadt stach,  
Zieh'n oft traumschwer die Gedanken,  
Heim zu dir, mein Eberbach!

Konrad Arnold Bergmann / Unter dem Schutze der heiligen Cäcilia.  
Eine heitere Geschichte.

In einem biederem Amtstädtchen des badischen Unterlandes blühte seit Jahr und Tag ein kirchlicher Gesangs- und Musikverein, der unter dem besonderen Schutze der heiligen Cäcilia stand. Die stattliche Anzahl seiner aktiven Mitglieder bot an Sonn- und Feiertagen stets erhebende Leistungen; aber auch außerhalb des Gottesdienstes entfaltete er das Jahr über ein recht reges Leben. Im Winter gab er Abendkonzerte, im Sommer unternahm er Ausflüge in die schöne Umgegend, und der Abschluß dieser gefelligen Veranstaltungen war meist ein lustiges, ehrames Tänzchen.

I.

Der Verein blühte wirklich. Er genoss selbst in den „besten“ Kreisen ein hohes Ansehen. Ehrenpräses war der in Amt und Würden ergrante, tüchtige Pfarrherr von St. Peter und Paul. Er verstand zu werben, aber auch zu wählen. „Wurmstichige Elemente“ kamen ihm in den Cäcilienverein nicht hinein. Die Mütter der Gemeinde konnten darum ohne Zaudern und Bangen ihre Töchter getrost diesem Gesellschaftskreise anvertrauen. Die Kämpferleir fanden darin eine edle Betätigung und ehrsame Unterhaltung — vielleicht auch einen braven Mann.

Wer wollte und vermöchte es der guten Frau Professor

Tüchtig verargen, daß sie in einer geheimen Herzensfalte einen stillen, mütterlichen Wunsch hegte, als ihr Euchen in den Cäcilienchor aufgenommen wurde? Das hübsche, stimmbegabte, siebzehnjährige Töchterlein ahnte nichts davon, sondern schwelgte und schwärmte nur in ihrem „künstlerischen“ Bewußtsein. Auch der greise Pfarrer, der die elterliche Erlaubnis zur Mitwirkung im Chor einholte, war mindestens so ahnungslos. Er freute sich über die neue, liebliche Blüte „seines“ prächtigen Baumes wie über einen kleinen, feinen Sieg, den er errungen; denn Vater Tüchtig hielt es etwas mit den Liberalen, und da war es gar nicht sicher, ob er seine Eva eine Jüngerin der heiligen Cäcilia werden ließ. Aber Mutter Tüchtig wußte von einigen jungen Akademikern, die eingetreten waren, und siegte spielend. Sie hatte eigentlich schon, ohne es zu wissen, gefiegt, als der gediegene Herr Lehramtspraktikant Leo Dörfler gelegentlich seines Antrittsbesuches nebenbei bemerkt hatte, er habe bereits etwas Anschluß — durch den Cäcilienverein.

Eva aber war wirklich arglos und harmlos wie eine Blüte. Sie wußte und ahnte wahrlich gar nichts von den verborgenen Wünschen und Gedanken ihrer lieben Mutter. Zweimal in der Woche ging sie abends zu den Proben und jeweils am Sonntag um 10 Uhr erkügte sie vergnügt und wichtig die Empore von Peter und Paul. Ihre blauen Augen folgten hier wie dort mit einer seltenen Gewissenhaftigkeit dem Taktstock des Herrn Dirigenten und den Gesangsnoten, ihre von blonden Locken umspielten, zierlichen Ohren der Klavierbegleitung, bezw. dem Orgelspiel des jungen Lehrers Walter Kobold. Freilich gab es Pausen! Da flüstert man sich wohl gegenseitig etwas zu, kichert zuweilen auch einmal mit der guten Freundin nebenan — aber die glitzernden Neuglein huschen bald verstohlen dahin und dorthin. Jrgendwohin müssen sie doch sehen!

„Sieh nur, Venchen, was der Dörfler immer für ein finstres Gesicht macht!“

Venchen schaut hin, die Freundin nicht. Wer hat aber etwas bemerkt?

Walter Kobold zieht Register, drunten singt mit kräftiger Stimme der Pfarrer „Gloria in excelsis Deo!“ und der Dirigent hält den Taktstock hoch, um ihn im selbigen Augenblick herabzuschwingen zum „et in terra pax hominibus“. Und Euchen singt, singt wie ein Silberglöcklein, immer heller und reiner — „Tu solus Dominus, Tu solus Altissimus!“

Es ist Ostermontag. In St. Peter und Paul herrscht eine rechte Fest- und Feiertagsstimmung. Wo vorne am Marienaltar irgend etwas „Goldenes“ ist, glänzt es in den Strahlen der jungen Frühlingssonne prächtig auf und webt einen fein flimmernden Schein um die hellgekleideten Mädchen in den vorderen Bänken links. Der Hochaltar funkelt im Lichte der zahlreich flammenden Kerzen. Alles leuchtet, nicht ohne auf die Andächtigen erwärmend zu wirken. Auch die Klänge der Orgel fluten warm. Unser Euchen fühlt sich zuweilen wie überrieselt. Ist es unwillkürlich, daß sie auf einmal immer und immer wieder zu dem jungen Meister der wogenden Töne hinblickt? Daß dieser so oft den Kopf nach links dreht? — Ja, ja, er hat einen ganz neuen, hohen Kragen an, und der schaffst ihm wohl Unbehagen. Doch sein Gesicht glüht. — Freilich, vom Spielen! Aber es glüht auch während der langen Festpredigt.

Am Ostermontag strahlt alles in dem Gotteshaus für Euchen noch heller und heiterer. Der um die Muttergottes fließende Lichtglanz blendet sie. Jetzt meint sie, die Hehre lächelt mild; dann wähnt sie, die Heiligste hebe ganz leise vor Zorn. Immer schaut sie in den Pausen dort in die goldene Ede, so oft sie dem jungen Kobold in die fragenden, bittenden, felsam bannenden Augen gesehen. Sie ist einigemal wirr, so daß der Dirigent am Schlusse des Hochamtes meint: „An zwei Tagen hintereinander Missa solemnis, Halleluja und die Auferstehungslieder, das strengt doch wohl etwas zu viel an, Fräulein Tüchtig?“

Am Nachmittag ist wie alljährlich, wenn schönes Wetter ist, an Ostermontag der erste Ausflug des Cäcilienvereins. Der Mütterverein, deren Vorsitzende Frau Professor Tüchtig seit kurzem ist, wandert diesmal mit. Wie immer, geht es auf den Michaelsberg. Im Wald schimmert das erste zarte Grün von den Birken- und Buchenbäumen, auf dem Feld hebt wie ein leicht gekräuseltes Wasserpiegel da und dort die Wintersaat. Die ersten Vögel trillieren im blauen Raum, und weiße Wölkchen fliegen am Himmel hin wie riesige Schneeflocken von der übermühtigen Sonne geblasen, dem Winter zu Spott und Hohn. In buntem Hell zieht die Jugend über die Hügelwellen dahin. Der Abstand zwischen ihr und dem dunkleren Alter wird immer größer; aber oben in der Wallfahrtskirche findet sich wieder Alt und Jung zusammen. Ein feineres Gehör hätte bemerkt, daß die Auferstehungslieder und das Halleluja, die gesungen wurden, ein wenig weltlicher klangen als am Morgen im Amt. Begreiflich! Eva war selig; Walter hatte sich meist ihr auf dem Herweg gewidmet. Nun das Länzchen nachher und der Heimweg! Und es gab noch manches Gemüt voll

Schwarm und Lust wie das ihre in der stattlichen Gesellschaft der Damen und Herren!

Im Bauernhof neben dem Kirchlein gab's bei Milch und Butterbrot, Limonade und Käse bald ein reges Schwätzen und Lachen, schließlich kamen Hasch-Hasch und Blinde-Kuh und zu guter Letzt Schottisch und Polka, Walzer und Rheinländer. Das war ein Vergnügen! Euchen strahlte.

„Hast du überhaupt mit Herrn Dörfler schon ein einziges Wort gewechselt? Du weißt doch, was Vater und ich bei Tisch dir verständlich genug angedeutet haben!“

„Was, liebe Mutter? Ich weiß wirklich nicht, was du meinst. Mache doch kein so böses Gesicht!“

„Du sollst nicht vergessen, daß Herr Dörfler, der einen sehr gediegenden Eindruck auf mich macht, ein Kollege von Vater ist.“

„Er schaut immer so finster, und ich meine immer, er lacht mich im Geheimen aus. Auf dem Herweg hat er schon mehrmals so spöttisch gelächelt!“

„Du gehst jetzt an ihm vorüber, und wenn er dich anschaut, sprichst du ihn an und gibst ihm die Hand zum Gruß! Uebrigens ist auch Herr Kollege Wellenreiter da, der kürzlich aus Bayern gekommen ist. Das ist auch ein gediegener braver Mann. Hast du den auch noch nicht begrüßt und gesprochen?“

„Liebe Mutter, ich habe doch meine Freundinnen! Was soll ich mit Vaters Kollegen? Uebrigens hat Herr Wellenreiter für keinen Menschen hier oben etwas übrig. Neben ihm sitzt der alte Junggeselle Zimmermann vom Institut. Dort drüben am Nebentisch sitzt Fräulein Käthchen Guntner. Da hast du's, Mutter, warum Herr Wellenreiter auf dem Michaelsberg ist. Meinnetwegen sicher nicht!“

Der würdige Pfarrer von St. Peter und Paul klopfte in diesem Augenblick mit einem Messer an sein Glas. Er dankte seinem lieben Verein mit bewegten Worten für seine hervorragenden Leistungen während des Osterfestes, feierte mit hohem Lob den tadellosen, idealen Geist, der darin herrsche, und mahnte zum Aufbruch.

Es war doch noch recht frisch im Freien. Die Jugend murte ein wenig; denn sie begriff es gar nicht, daß es bei diesem herrlichen Wetter einen Frühling könne. Drüben Familie Guntner sah ja auch noch, ohne ans Heimgehen zu denken. Ebenso Herr Wellenreiter und neben ihm unentwegt still und getrennt sein Genosse Zimmermann.

Aber im Cäcilienverein herrschte Autorität und Ordnung. Im Nu war alles zum Abmarsch bereit. Die Jugend zog diesmal hinterher. Warum? — Ei, darum!

Darum Schritten, ohne sich dessen bewußt zu sein, der hochwürdige Herr und Mutter Tüchtig diesmal voraus.

„Wahrlich, ich muß Ihnen meine besondere Zufriedenheit und Anerkennung über Ihre segensreiche Wirksamkeit aussprechen, Herr Pfarrer! Ich meine wegen des Cäcilienvereins, und ich sage dies besonders vom Standpunkt der Mutter. Es ist in unserer ganzen Stadt kein zweiter Verein, dem rechtschaffene Eltern ihre Kinder so anvertrauen können, ohne ansteckende Verderbnis befürchten zu müssen. In der heutigen Zeit sind ja, wie Sie, Herr Pfarrer, am besten wohl wissen, die Gefahren des Verderbenwerdens ganz besonders groß.“

„Leider, leider nur allzu wahr, Frau Professor! Und sehen Sie, darum kann nicht genug in der Unterstützung eines Vereines, wie wir einen haben, getan werden. Es handelt sich dabei weniger um Beiträge, Spenden und Stiftungen, sondern vor allem um moralische Hilfe aus den besseren, namentlich aus den akademischen Kreisen. Weil wir doch einmal bei diesem Punkte sind, darf ich Ihnen, Frau Professor, einen Gedanken unterbreiten, der in dieser ersten Sache Sie, beziehungsweise Ihren Herrn Gemahl betrifft. Wie wäre es, wenn Sie Ihren Mann dazu bewegen könnten, im Volksblatt einen Artikel zu bringen, der so ungefähr Ihre soeben geäußerten Gedanken über die Gefahren der Jugend und über die segensreiche Tätigkeit von Vereinen wie des unserigen enthielte? — Natürlich wäre es von Bedeutung, wenn der Verfasser mit vollem Namen und Titel unterzeichnete.“

„Warum?“

„Weil Ihr Mann Ansehen hat und überall bekannt ist. Das klingt und zieht doch, wenn über dem Artikel steht: „Unter dem Schutze der heiligen Cäcilia von Professor Theophil Tüchtig.“ Das lesen dann auch seine hochmütigen Herren Kollegen, der Amtmann Bürgermeister, der ganze Stadtrat, alle lesen es. Das ist von Wirkung.“

„Meinen Sie? — Wie soll, noch einmal bitte, die genaue Ueberschrift lauten?“

„Unter dem Schutze der heiligen Cäcilia von Professor Theophil Tüchtig.“

Die Vorsitzende des Müttervereins suchte sich zu drehen und zu wenden, um den miltlichen Auftrag los zu werden; denn sie kannte die Neugierlichkeit ihres Mannes und wußte,

daß er sich heftig gegen das Ansinnen des Pfarrers sträuben werde. Aber die dialektische Gewandtheit des Theologen erreichte es schließlich doch, daß seine Begleiterin, als man die ersten Häuser der Stadt und die schwarzen Rauchfahnen über den Kaminen wehen sah, ihm in die Hand hinein versprach, ihren Mann zur Abfassung und Veröffentlichung des bewußten Artikels zu bewegen. Das ernste und heikle Gespräch hatte indessen die beiden derart in Anspruch genommen, daß sie darüber keine Zeit fanden, ihre Aufmerksamkeit der vergnügten Schar hinter ihnen zu widmen.

Vor dem Pfarrhause von St. Peter und Paul warteten sie dann auf die nacheinander allmählich ankommenden Gruppen. Während seine Hochwürden diese willkommenen Gelegenheiten noch zur weiteren Verebung der Frau Professor benutzte, zeigte diese eine sichtliche Ungeduld, weil ihr Euchen offenbar zu den letzten Nachzügeln gehörte. Zwischen hinein kam sogar schon die Familie Guntner vorbei, das Käthchen — ei, ei! — in Begleitung des Kollegen Wellenreiter, zu ihrer Rechten unentwegt und getreu Kollege Zimmermann im Barte. Eine der Mütter, die der lustigen Gesellschaft besonders freundlich zugenickt hatte, meinte danach zu ihrem Umkreis: „Um, hm, diese Guntners Mädchen! Haben sich sauber herausgemacht mit ihren rostigen Gesichtern!“

Mutter Tüchtig bebte vor Zorn, weil Eva sich immer noch nicht zeigte. Am liebsten wäre sie ohne die ungehörige Tochter nach Hause geeilt; aber sie durfte doch von ihrem Anmut nichts merken lassen und war überdies voll Neugierde, wer alles mit Eva noch nachkam.

Das Mondköpfchen dachte indes ganz und gar nicht an die liebe Mutter. Sie glühte und leuchtete vor seliger Lust. Walter Kobold hatte es verstanden, daß sie die letzten der Gesellschaft wurden und schließlich im Walde allein waren. Er hatte ihre Hand erfaßt und dem süßen Kinde seine ewige Liebe gestanden. Hatte ihr als Beweis seiner tiefen Zuneigung einen brennenden Briefbogen überreicht, und sie hatte mit bebender Stimme gelesen, was er in zierlichster Schrift darauf geschrieben:

Fräulein Eva Tüchtig ergebenst gewidmet  
von Walter Kobold!

Bitte.

Ein Blick deiner Augen ist Wonne,  
Ein Hauch deiner Lippen ist Lust,  
Dein Lachen ist strahlende Sonne,  
Dein Gruß zaubert Lenz in die Brust!

Ein feurig Röselin entspringet  
Dem Grund meiner Seele und glüht,  
Voll Sehnsucht es heimlich begiehet  
Mit Tränen mein banges Gemüt.

Eil, Liebchen, das Röselin zu pflücken,  
Oh' rauh ein Sturmwind es bricht!  
Es blüht nur, dich zu entzücken,  
Und welkt nur deiner Liebe nicht.

„Ach, Herr Kobold, das ist wunderschön! Das sind wunderbare Verse! Ich könnte weinen über diese Innigkeit, über diese Inbrunst Ihres Herzens. Ich wüßte es vom ersten Augenblick an: Sie allein verstehen mich! Ach, Herr Kobold — — —“

„Sagen Sie doch du und Walter zu mir, liebes Fräulein Euchen!“

„Ach, Herr Kobold, — wenn die Eltern nur ein wenig mehr Verständnis für mich hätten! Die Mutter darf nichts von Ihrem herrlichen Gedicht erfahren! O, dann brähe der Sturmwind das Röselin! — Ach, nein, wenn es jemand sieht — — —“

Und er küßte sie schüchtern, küßte sie herzlich, und ihr Antlitz flammte.

Als die beiden auf der Landstraße, die sie betreten, einen Mann daherschreiten sahen, beschleunigten sie ihren Gang. Darüber bemerkten sie nicht, wie der Briefbogen mit dem Liebesgedicht auf den Weg fiel und nach wenigen Augenblicken in die Brieftasche des Herrn Büroassistenten Guthörle wanderte, der als ehemaliger Repetent der Quarta sich teuflich über den Fund freute. Ehe sie noch zur Wegbiegung, hinter der St. Peter und Paul stand, kamen, glückte es ihnen, Lenchen Böchner und Mutter, die von einem Cäcilianer begleitet waren, einzuholen. Dadurch retteten sie die Lage. Frau Tüchtig mußte wohl oder übel ihren Groll auf Eva in sich verarbeiten.

Als Mutter und Tochter nach der letzten Verabschiedung vor dem Pfarrhause allein ihrer Wohnung zuschritten, meinte unter anderem die Mutter: „Aber eine Hand hättest du Herrn Kobold und Herrn Puzig schon geben dürfen! Das ersforderte der Pfand, Eva!“

Diese konnte ein Nicken nicht unterdrücken.

„Das ist gar nicht zum Lachen! Du weißt noch nicht, was sich gehört. Zuviel und zu wenig Entgegenkommen, beides ist un-

anständig. Und wenn diese Herren auch nicht akademisch gebildet sind und niemals als künstliche Glieder unserer Familie in Frage kommen, so bleibt doch Anstand Anstand! Deshalb brauchst du gar nicht zu weinen. Vater wird mir Recht geben.“

Der alte Tüchtig begrüßte die Ausflügler recht vergnügt. Er hatte im „Nitter“ einige Viertel Schiller hinter die Binde gegossen, die ihm meist am Kragen hochkletterten. Da er zu der Sorte von Gemüthern zählte, die der Wein froher und launiger macht, und da er sich zu allerlei Scherz und Liebfosung aufgelegt zeigte, benützte seine Frau die günstige Gelegenheit, ihm den pfarrherrlichen Plan zu unterbreiten. Sie streichelte und schmeichelte, koste und küßte zwischen ihrer Werberede ihren Ehegatten so lange, bis er schließlich sein Wort gab. Das Töchterlein half trotz erster Liebesorgen klüglich dabei mit; denn unter dem Schutze der heiligen Cäcilia blühte ja ihr Glück.

„Du schreibst den Artikel aber sicher, lieber Theophil?“

„Aber ganz, ganz sicher, lieber Vater?“

„Was ich versprochen habe, habe ich versprochen, wenn mich auch schwere und schwerste Bedenken besser abhielten. Aber euch zuliebe in ich alles!“

Der gute Mann schlief trotz der sieben Viertel Schiller in der Nacht recht schlecht. Immer und immer wieder stand vor seinen Augen die Ueberschrift des Artikels und immer in größeren Buchstaben.

Auch Eva hatte eine schlaflose Nacht. Bald war ihr, als müsse sie jubeln bald als müsse sie heftig weinen. Sie suchte sich zu trösten mit dem Gedanken, daß Walter aus Versehen das wundervolle Gedicht selbst wieder eingesteckt haben müsse. Bis ins Kleinste und Feinste dachte sie jeden Augenblick des unvergeßlichen Heimweges vom Michaelsberg in ihrer Erinnerung durch. Sie hätte auffanchzen mögen, als sie sich den ersten Kuß ihres Lebens wieder ins Gedächtnis zurückrief. Dann durchschauerte sie es wie ein Frost, als sie sich bei stodem Herzen fragte: „Aber wenn ich das Gedicht doch verloren haben sollte?“ Der Gedanke peinigte sie fürchtbar. Sie nahm sich vor, am Morgen in die Werktagmesse zu gehen und dann mit Lenchen Böchner zusammen zu suchen.

In den ersten Tagen danach war sie trostlos. Weniger aus Angst, die Verse könnten in unberufene Hände geraten sein; denn sie hielt sie für endgültig verweht und ihr und der Welt verloren. Schmerzlicher war ihr, daß sie trotz heftigsten Bemühens die Reime nicht mehr zusammen brachte. Und Walter durfte von dem Verlust nichts erfahren. Wie würde das ihn kränken! Ach, vielleicht hatte er sie doch aus Versehen wieder zu sich genommen! Der nächste Sonntagmorgen mußte Aufklärung darüber bringen. Wie freute sie sich auf das Hochamt! Sie brannte vor Ungeduld auf jene Stunde. Denn unter der Woche war an kein Zusammentreffen vorläufig zu denken, und leider fand gerade in dieser keine Probe statt.

Der Pfarrer war am Dienstag dagewesen, um Herrn Professor Tüchtig für seine tapfere Zusage zu danken, und am Freitag holte er den Artikel ab, um ihn persönlich auf die Redaktion des Volksblattes zu bringen. Er fand ihn ausgezeichnet: schwungvoll und schneidig. Der Redakteur hatte zwar einige Bedenken wegen der Stelle, an der von der Gefährdung tugendlicher Ansehens in gar manchen sonstigen Vereinen die Rede war; allein der Pfarrherr von St. Peter und Paul wies auf die Schwierigkeit hin, die es gekostet habe, einen Mann wie den Verfasser für einen solchen Artikel zu gewinnen, und meinte, die geringste Verbesserung oder Kürzung sei in diesem Falle nicht angängig, weil sie der sehr empfindliche Professor als eine Beleidigung auffassen würde.

Die Sonntagsnummer, die Samstag nachmittag herauskam, erregte tatsächlich, wie der Redakteur richtig vermutet hatte, da und dort wegen jener Stelle im Artikel starken Anstoß. Im „Krokodil“ erhob sich der Vorstand des „Niederfranzes“ und der von der Gesellschaft „Eintracht“ bei jedem weiteren Schoppen „Animator“ mehr und mehr, und man sagte schließlich eine gemeinsame Erklärung ab, die, von allen Vereinen der Stadt unterzeichnet, am Montag schon im „Tagblatt“ erscheinen sollte. Bis Sonntag mittag hatten die Vorsitzenden von 21 Vereinen, weil Gefahr im Verzug ohne Vorstandss- oder Vereinsführung, kraft ihres Amtes unterzeichnet, und der Redakteur des „Tagblattes“ hatte die Erklärung, vorwärts lächelnd mit dem geheimnisvollen Bemerkten entgegengenommen:

„Die richtige Quittung auf den Tüchtigen Artikel müssen die Leser im Feuilleton in unserer Montagsnummer suchen.“

Das sprach sich rasch im Städtchen herum. Auch dem Artikel wurde es da und dort zugeblasen. Er aber fühlte sich keiner Schuld und Blöße bewußt. Einmal war es ihm vollkommen fern gelegen, jemanden zu beleidigen, und dann wußte er sein und seiner Familie Brusttuch vollständig rein. Daheim aber zeigte er sich indes unwirsch und grätzig, weil seine

„Frauenzimmer“ ihm die Suppe eingebrocht hatten, die ihm offenbar, übel aufstößen sollte. Seine Frau und Tochter schritten wortlos neben ihm her zur Kirche.

Eva eilte voll brennender Erwartung auf die Empore. Das Spiel Walters berouschte sie. Es war ihr zeitweilig, als spiele er nur für sie. Als der Pfarrer zur Predigt die Kanzel bestiegen hatte, zog sie sich in die Ecke der Empore zurück, um mit ihren „himmelhoch jauchzenden“ Gefühlen allein zu sein. Nach einer Weile kroch jemand hinter der Orgel durch. Es war Walter. Nach kurzem Zunicden zum Gruß standen sie eine Zeitlang regungslos. Der Pfarrer aber predigte und predigte. Das kleinste Kind im Gotteshaus hätte bessere Rechenhaft über das Gehörte geben können als die beiden. Wie von ungefähr fühlte seine Rechte auf einmal ihre Linke. Er faßte zu und drückte, drückte immer wärmer und fester, daß ihr alles Herzblut ins Köpfelein stieg und ihre Sinne wie trunken machte. Jetzt flüsterte er ihr zu: „Wie ich dich liebe!“ Jetzt sie: „Dein ist mein Herz!“ — Er wieder: „Hastest du keine Sehnsucht nach mir?“ — Sie dagegen: „Wie kannst du nur so fragen!“ Und immer wieder preßten sie sich im Rücken die Hände und Händen hart aneinander. Und der Pfarrer predigte und predigte. Predigte von der ewigen Seligkeit und den Herrlichkeiten des Himmels und von den Freuden der Engel.

„Du, du bist mein Engel!“ Und — er küßte sie vor Leidenschaft glühend — —

Was ist das? — Im weiten, menschenfüllten Gotteshaus eine einzige, plöbliche Stille. Ist der Pfarrer zu Stein verwandelt worden? Mitten im Sage hatte er abgebrochen. Endlich, er spricht, bewegt sich, reißt wüthig beide Arme hoch, und wie ein Donnerrollen hallt es von der Kanzel in den Raum: „Ich stauue — Ich stauue — Zum dritten Male: ich stauue —“

Alle Andächtigen wandten die Augen der Empore zu. Der ganze Chor zeigte den Rücken. Eva und Walter eilten die hölzerne Stiege hinab.

Der Pfarrer hatte sich inzwischen niedergekniet und mit gedämpftem Tone gerufen: „Laßt uns alle ein Vaterunser beten für die Sünder!“ Und die Gemeinde betete laut: — Führe uns nicht in Versuchung, sondern erlöse uns von allem Uebel! Amen.“

Wie ein ins Herz Betroffener stieg der Geistliche von der Kanzel und wankte dem Hochaltare zu.

Auf der Empore herrschte gewaltige Aufregung. Wer spielt nun die Orgel?

Drunten in den Bänken der Männer gabs gleichzeitig eine Bewegung. Herr Professor Tüchtig mußte ohnmächtig hinausgeführt werden.

Drüben bei den Frauen das gleiche Schauspiel. Frau Professor Tüchtig schleppte sich, auf beiden Seiten gestützt, dem Ausgang zu.

Als die beiden vor ihr Haus kamen, stand mit gezoogenem Hut Walter Kobold vor dem Eingang, freibleichem Gesichtes und wollte etwas wie eine Entschuldigung stammeln. Der Professor ballte die Faust. Seine Frau trat schnell besonnen zwischen ihn und Kobold.

„Sie — Sie — Sie ganz gemeiner Mensch! Sie Schuft, Verbrecher! Sie — Sie Mörder meiner Familienschel! Sie Verführer, Verderber, Sie — Sie Unkraut, Sie Auswurf der Menschheit!“

Ein zum Tode Verurteilter konnte nicht elender dastehen als Walter Kobold.

Frau Tüchtig schob ihren schäumenden Mann in Hausgang und Wohnung.

„Eva!“ Dann bligte und donnerte und hagelte es, und die Kreaturen heulten und wimmerten erbärmlich.

O, Lust und Leid der Liebe! „Himmelhoch jauchzend, zu Tode betrübt!“

Das war ein entsetzlicher Sonntag. Immer wieder brach der Professor in Toben aus und überschüttete seine Frau mit den grimmigsten Vorwürfen. Tränen des Bornes hatte er in den Augen, als der Pfarrer eintrat.

Die Frau atmete erleichtert auf; die Männer gaben sich stumm die Hände, wie wenn sie sich gegenseitig ein Weileid ausdrücken wollten. Das Töchterlein saß in seinem Jungferstübchen und verpuppte sich in trokige Gefühle. Als die Mutter sie holen wollte, kränkte sie sich ganz entschieden und mit einer neu errungenen Bestimmtheit, so daß der geistliche Besuch mit den Eltern sich selbst zu ihr bemühen mußte. Sie schwieg sich hartnäckig aus und gab kein Wort von sich, obwohl der Pfarrer menschlich gütig auf sie einsprach. Man ließ sie schließlich schluchzend allein und besprach sich im Wohnzimmer weiter. Aber man kam zu keinem beruhigenden Ergebnis.

Der Pfarrer machte sich Vorwürfe, daß er in so unbesonnenem Welse die Aufmerksamkeit der Kirche auf die Sünder

gelenkt hatte. Der Vater, weil er gegen seine Gewohnheit und wider seinen innersten Willen mit dem Artikel sich in die Defensivität gewagt hatte. Die Mutter fühlte den schlimmsten Stachel bei dem Gedanken, daß Walter Kobold nicht akademisch gebildet war.

„Warten wir nun ab! Es wird nie so heiß geessen, wie gekocht wird“, meinte zum Abschied beruhigend der Pfarrer. „Sollte eine Erklärung im „Tagblatt“ morgen erscheinen, dann können wir ja mit ruhigem Gewissen eine Gegenerklärung abgeben, daß jede Beleidigung Ihnen fern gelegen. Und die Angelegenheit Ihrer Tochter wird auch wie alles Menschliche von der Zeit zugedeckt und vergessen werden. Unser Herrgott wird's schon einzurenken wissen.“

Im Pfarrhaus warteten seit bald einer Stunde zwei Herren auf den Gewaltigen von St. Peter und Paul. Der eine schaute mit selbstbewußten, zuversichtlichen Augen drein, der andere geknickt und mutlos.

Kobold hatte seine Not beim Mittagstisch im „Rappen“ dem zugänglichen, allzeit frohgemuten Herrn Wellenreiter erzählt, und dieser hatte ihm geraten, ins Pfarrhaus zu gehen und zu bedauern, was nun einmal geschehen sei. Und als Kobold kleinlaut gestand, er schäme und ängstige sich geradezu, da hatte sich Wellenreiter als Begleiter großmüthig angetragen. Er führte auch jetzt vor dem sichtlich erregten und gekränkten Pfarrer das Wort und erreichte es durch seine drollige, humorvolle Art sogar, daß über die Züge des alten Herrn einigemal ein leises Lächeln glitt.

„Ich kann das ganze Geschehnis begreifen. Das ist eine Frage des Temperaments und der Natur. Ich glaube, möglicherweise hätte es mir auch zustößen können. Wir sind doch alle mehr oder minder gleich, wir Menschen. Besonders, wenn uns die Liebe hat.“

„Deshalb ist man“, wagte Kobold seinen hilfereiten Verteidiger in der Rede abzulösen, „doch noch lange kein Schuft und Verbrecher, Verführer und Verderber und kein Unkraut und Auswurf! Ich liebe Fräulein Tüchtig mit reinem Herzen und mit ganzer Seele. Sie ist mein Ideal, mein Alles! Ich gehe zugrunde, wenn ich ewig ihr entsagen soll!“

„Ja, Sie junger, leidenschaftlicher Herr, sind Sie denn gewiß, ob die Eltern auch ohne den heutigen Vorfall ihr einziges Kind überhaupt Ihnen anvertraut hätten? Ich möchte dies bezweifeln.“

„Mein Lebtag bin ich ein anständiger Mensch gewesen, stamme aus einer anständigen Familie und habe einen anständigen Beruf. Habe Aussicht, eine Hauptlehrerstelle zu bekommen. — Weil ich kein Akademiker bin?“

„Erlauben Sie das harte Urteil, aber ich sage Ihnen offen, wie ich's meine! An Ihrer Stelle würde ich mit derlei Anstinnen und Ansprüchen jetzt, da Sie im öffentlichen Gottesdienst die Ehre der Familie aufs schwerste verlegt haben, nicht kommen.“

„Herr Pfarrer“, warf hier Wellenreiter ein, „wenn er aus Lächerlichkeit sich hätte hinreißen lassen, dann würden Sie Recht haben. Aber gerade weil ein aufrichtiges, ehrliches Liebesgefühl ihn beherrschte, meine ich, muß er im Interesse von seiner und Fräulein Tüchtigs Ehre seine Folgerungen ziehen.“

„Keine Orgeltaste rühre ich im Leben mehr an, wenn Eva mir von den Eltern versagt wird!“

„Nebenbei, Herr Kobold, Sie vergessen bei dieser Angelegenheit zwei Punkte, die, weil von allgemeinem Interesse, wesentlich wichtiger sind als Ihre persönlichen Fragen. Unser Cäcilienverein ist durch Sie in seinem hohen Ansehen schwer geschädigt. Doppelt schwer, weil gerade im Volksblatt —“

„Entschuldigen Sie, Hochwürden, den Artikel habe ich gelesen und mit Genugthuung gelesen. Und wenn Sie es wünschen, bin ich bereit, für alle derlei Angelegenheiten ideater Art meine Feder in die Tinte zu tauchen, sofern Herr Professor Tüchtig nun nicht mehr wollte.“

„Sie und Herr Professor Tüchtig, mit Verlaub, sind nicht das Gleiche! Er ist bekannter und angesehener wie Sie. Eine solche Stellung wird erst in vielen Jahren und Jahrzehnten erworben. Doch ich will Sie nicht kränken und sehe nicht an, Ihre Meisterschaft auf der Orgel besonders anzuerkennen, und würde es für Peter und Paul und unseren Verein bedauern, wenn wir Sie auf der Orgel verlore. Allerdings vorerst, bis die Sache verhandelt und verweht ist, werden Sie wohl oder übel nicht spielen. Und in Ihrer Liebesangelegenheit rate ich Ihnen nach allem, wie ich Vater und besonders Mutter Tüchtig kenne, zu entsagen. Entsagung üben, verlangt von jedem einmal im Leben unser Herrgott. — Ja, Sie, Herr Wellenreiter, denken freilich anders! Da kann man wohl bald glückwünschen? Sie werden eine brave, fleißige, Kluge und fromme Braut und Gattin bekommen! Ich kenne die Gentrers sehr gut. Nun, Gott befohlen, meine Herren!“

(Schluß folgt.)